

die ästhetischen Kategorien Gedanken zu machen und sich vor einem möglichen ästhetischen Analphabetismus zu bewahren, sofern er mehr als Tendenzkunst hervorbringen will. Auch Kunst mit explizit theologischer Dimension kann sich nicht aus der Geschichte der Kunst suspendieren, sondern muß, um echt zu sein, diese so ernst wie möglich nehmen und darf darum nicht danach streben – um mit dem zeitgenössischen schweizer Maler Helmut Federle zu sprechen –, »Bilder des Glaubens zu machen, sondern soll danach streben, Bilder zu machen, die der Glaube annehmen kann«, denn bei einem wirklich religiösen Künstler kommt das Geistliche zum Kunstwerk gewissermaßen von selbst hinzu. Ein solcher Künstler weiß, daß er nicht jenseits der ästhetischen Kategorien suchen kann. Und die ästhetischen Kategorien sind solche des Werkes.

ERICH KOCK · KÖLN

Ankommen, wo wir aufgebrochen: Josef Pieper

In seinem letzten Lebensjahr begann der Philosoph Josef Pieper zu verstummen. Der so fesselnd zu erzählen, so klarsichtig und zupackend zu formulieren wußte, zog sich ins Schweigen zurück. Jedenfalls sprach er fast nichts mehr, ließ sich aber das eine oder andere vorlesen. Auch sein sprungbereiter, mitunter grimmiger Humor ließ sich nicht mehr vernehmen. Dabei blieb Josef Pieper bis in seine letzten Tage präsent. Doch seine Lebenskraft »rann aus«. Das Gebet begleitete ihn. Und wenn er auch die Besucher der letzten Monate mit ins Schweigen zog, so betete er wortlos mit ihnen. Als Leo van der Giet, einer von ihnen, ihn fragte, ob er ihm den Rosenkranz vorbeten solle, antwortete er: »Ja, tun Sie das nur.« Damit das lateinische Sündenbekenntnis zur Hand war, ließ er das *Confiteor* aus einem alten »Schott«-Meßbuch vergrößern und auf eine Tafel kleben, damit er es mit dem Gemeindepfarrer lateinisch beten könne. Regelmäßig wiederholte Pieper das Gebet seines großen Gewährsmannes Thomas von Aquin *Adoro Te devote latens Deitas*. Auf seinem Totenzettel, dessen Text er zehn Jahre vor seinem Sterben testamentarisch festlegte, stehen diese Zeilen oben. So hat man von seinem Ende diese beiden Tatsachen festzuhalten: er schwieg, und er betete.

Pieper war ein elementarer Philosoph. Darin glich er seinem Zeitgenossen Peter Wust: denn er philosophierte wie jemand, der Hunger und Durst verspürt, will sagen, den es nach Erkenntnis, nach Wahrheit und Weisheit verlangt. Das Wort »Durst« steht ja für jede Philosophie, die wahrhaftig vom Menschen redet, denn es spricht von seinem Mangel. Die menschliche Kreatur dürstet, und das auch nach jenem lebendigen Wasser, von dem Jesus am Jakobsbrunnen gesprochen hat. Auf diese Weise bleibt sie auch dem anderen Wort verbunden, das vom Kreuz herab zu den Menschen kam: SITIO. Mich dürstet.

Obleich Josef Pieper kein sehr guter »Diskussionspartner« (oder was man darunter zu verstehen pflegt) noch ein Schlagfertigkeitkünstler war, muß man seine Art, zu denken und zu lehren, dialogisch nennen. Er nahm am immerwährenden Gespräch der Philosophie teil, und er ließ andere daran teilnehmen. Denn sein Philosophieren schloß niemanden aus, und selbst die beschränkteste Frage war ihm eine Antwort wert. Daß jegliche Vernunft von »vernehmen« kommt, daß also der Philosoph zuvörderst ein Hörender sein sollte, das geriet Josef Pieper nie aus dem Gedächtnis. Und wohl auch deshalb befand sich an der dem Garten zugewandten Seite seines münsterischen Hauses die (von Hilde Schürk-Frisch stammende) Plastik eines Engels, der seine Hände an die Ohren legt, um zu lauschen. Und er bedachte unabgelenkt, daß der Glaube »vom Hören kommt«. Ehe er zu reden begann, hörte Pieper leidenschaftlich zu. Vielleicht erwecken die Texte und Bücher des Philosophen aus diesem Grund den Eindruck, sie seinen Früchte des Hörens – des Hörens auf einen vorgegebenen Text und auf die Sprache des Menschen. Wer Einwände vorbrachte oder geistig völlig anders orientiert war, konnte sicher sein, von ihm aufmerksam gehört zu werden. Es dürfte überhaupt wenige Philosophen geben, die mit ähnlicher Offenheit und Verständnisbereitschaft das Gespräch mit gegenfüßlerischen Geistern gesucht haben und das Ohr an Gedanken und Argumente legten, die ihnen fremd blieben. Mit seiner sachlichen Argumentationsbereitschaft blieb er nicht hinter seinem großen Vorbild Thomas von Aquin zurück.

Freilich anerkannte er wie sein Vorbild auch die Grenzen menschlichen Denkens und menschlicher Rede. Mit Ernst verwies er auf die Zonen des Schweigens, von denen Menschen und Dinge umgeben sind; er wollte die Aura des Geheimnisses respektiert wissen, in dem jegliche Wahrheit gründet – auch die der »verborgenen Gottheit«. Sich dem Kern einer Sache zu nähern, den Sinn eines Wortes (oder Satzes) umkreisen, Tiefenbohrungen des Denkens vorzunehmen, Vordergründigkeit entkernen und nicht ablassen von dem, was herausgefunden werden kann und muß: das ist Pieper'sche Art; darin wird die Physiognomie des Philosophen sichtbar. Im Innern seines Denkens und seiner Befunde jedoch herrscht Schweigen. An dieser Stelle trat er gern auch hinter die Überlieferung zurück und ließ sie sofern notwendig sprechen.

Wer Pieper sprechen, gewissermaßen laut denken hörte, sein auf den Begriff dringendes Wort vernahm, seine kräftige, männlich-feste westfälisch gefärbte Stimme samt ihrer sachlichen Passion – dem bleibt dieses lebendige und gesammelte Zielen auf den Sinn und sein Bestehen auf dem Rechten für immer im Ohr. Wurde ihm gelegentlich aus seinen eigenen Schriften etwas vorgetragen, so stellte er sich dem dort Gesagten genauso kritisch wie den Hervorbringungen anderer. Einzelne früher von ihm gebrauchte Wendungen bedachte er manchmal mit dem Satz: »Das würde ich

heute nicht mehr so sagen.« Es lag ihm stets daran, daß die ganze Wahrheit an den Tag und die Wirklichkeit »auf den Tisch« kam.

Josef Pieper war ein »passionierter Ordner«. Es ging ihm darum, vergessenen Wahrheiten zum Leuchten zu verhelfen und das Gestrüpp zu lichten, das sich um die »human beings«, die Lebensstatsachen gelegt hat. Die vorlaute Gemengelage halber Wahrheiten und die kecken Reden theologischer Falschmünzer konnten den hellen Zorn des Zeitgenossen Pieper hervorrufen. Es galt, den Menschen dieser Tage jenen Sand aus den Augen zu nehmen, den die Gegenwart ständig hineinstreut – und dies eben nicht zuerst durch moralische Appelle, sondern durch den Verweis auf vorhandene, oft übersehene Grundgüter der Erkenntnis. Nicht wenige Stichwortgeber öffentlicher Diskussion bieten sich heutzutage als Vermittler von Wahrheit an – Josef Pieper vermittelte, ohne preiszugeben. *Die Wirklichkeit und das Gute, Zustimmung zur Welt, Traktat über die Hoffnung* – so sind einige Bücher betitelt, die zu dem auf fünfzig Buchveröffentlichungen angewachsenen Œuvre des münsterischen Philosophen gehören. Kein Zweifel, daß in seinem Denken mit Macht Christliches am Werk war. Tief hat Pieper die Überlieferung in sich aufgenommen und mit Mut hat er sie dem oft abgründig verzweifelten Jahrhundert ins Herz gesprochen. Es war ein Talent, ja, vielleicht ein Genie, des Verstehens. Dies Verstehen aber entläßt seinerseits eine Verehrung, die aus unschwärmerischem Lernen herrührt. Piepers Denken, das Überlieferung gegenwärtig setzen, Vergessenes zu erinnern weiß und auf solche Weise verschüttete Wahrheit von mancherlei Art freilegt, verweist auf Väter und Vorväter wie auf Brüder: weniger unserer Ängste als unserer Hoffnungen. Der Verzagende und zum lebensgefährdenden Zweifel Versuchte trifft in Piepers Büchern nirgendwo auf die schlechte Melodramatik verharmlosender oder simplifizierender Predigten. Es kann sich vielmehr mit Argumenten auseinandersetzen und verständigen oder er wird zum schlichten Schauen der Tatbestände angeleitet, zum Beispiel: »Sieh (höre, schmecke, taste, fühle), daß die Welt im Grunde gut ist.«

Josef Pieper läßt, wie gesagt, wie sein Gewährsmann aus dem 13. Jahrhundert Gegenargumente unverstellt zu Wort kommen; sie werden erwogen, zu Herzen genommen und beantwortet. Im entscheidenden Moment (einer Conclusio und Zusammenfassung) aber – und als ginge es dem Autor nur darum, zu diesen Punkt hinzuführen – tritt der Philosoph zurück und läßt Gewährsleute reden: »heilige Überlieferung«, vor allem Thomas von Aquin, Platon, Aristoteles, Augustinus. Ein im Laufe der Jahre schlichter und immer verlässlicher werdendes Seins- und Sprachvertrauen hat Pieper zum förmlichen Antipoden des lange gängigen Existenzialismus werden lassen. Trotz alledem kann man ihn nicht einfach auf die Seite einer rosigen Philosophie schieben, welche die dunklen Seiten von Leben und Welt verschleierte. Im Gegenteil: Pieper nimmt die Bedrohung des Menschen, den möglicherweise katastrophalen Ausgang der Geschichte ernster als viele Zukunftsdenker. Seine Antworten überreden nicht, und gerade deshalb machen sie Hoffnung. Hoffnung aber verweist auf Transzendenz – auf den Punkt außerhalb menschlicher Möglichkeiten.

Selber von der Überlieferung lernend, hat Josef Pieper vor mehr als sechzig Jahren sein erstes Buch über die Hoffnung geschrieben. Dabei hat er seinen Lesern zu zeigen versucht, wie sie Heilwerden und Heilbleiben philosophisch lernen könn-

ten. Stets lag ihm daran zu zeigen, daß er nur ein »Weitergebender« ist. Weitergeben ist hier von Sterilität befreit – auch von der Sterilität der Spezialistensprachen. Es bedeutet jetzt: ins Heute übertragen, vermitteln, originell wiederholen, das Überlieferte wieder denken lernen. Solche Originalität, in der Überlieferung als Heutiger und nicht Gestriger zu wohnen, und dies Vermögen seinen Zeitgenossen als lebendige Wahrheit zu vermachen, das ist Pieper von niemanden anderem als von T.S. Eliot bestätigt worden. Kurz vor seinem Tod nannte er Piepers Lebenswerk die Frucht einer »Originalität ohne Präntention«. Und er bedachte die klare und luzide Redeweise des Philosophen mit höchstem Lob; sie bezeuge »Einsicht und Weisheit«.

Zu Piepers Veröffentlichungen (das Gesamtwerk von acht Bänden wird vom Felix-Meiner-Verlag, Hamburg, betreut) zählen so wirkungsträchtige Bücher wie seine Traktate über die vier Kardinaltugenden Tapferkeit, Klugheit, Gerechtigkeit, Zucht und Maß, die Traktate über den Glauben, die Hoffnung, die Liebe, die Wahrheit der Dinge, das Ende der Zeit, Glück und Kontemplation und das lateinisch-deutsche *Thomas-Brevier*. Nächst Deutschland sind Piepers Bücher vor allem in Italien, Frankreich und Spanien, in England, Amerika und Japan verbreitet – insgesamt in fünfzehn Weltsprachen. Das Werk *Muße und Kult* (unter dem Titel *Lesure and the basis of culture*) gehört wohl noch immer zur Pflichtlektüre amerikanischer Studenten. Eines der wichtigsten Bücher Piepers war der 1934 in Leipzig erschienene Traktat *Vom Sinn der Tapferkeit*, der (auch in den noch folgenden Auflagen) unter der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft zahlreichen angefochtenen Lesern als eine Art »Vademecum« galt.

In Piepers Denkgepäck befindet sich, was man den Grundbestand der Überlieferung, die metaphysische Habe der Menschheit nennen könnte: die Welt ist Schöpfung, die Seele des Menschen übersteht den Tod (und zwar einen sehr leiblichen Tod und nicht jenen bürgerlich vorgestellten Schein-Tod, den bereits Feuerbach kritisierte); es gibt nach dem Tod Gericht und Vergeltung; es ist schlimmer, Unrecht zu tun als zu leiden. Pieper lebte also in der Überlieferung – er blieb aber zugleich ein Zeitgenosse. Daraus entsprang ihm jene produktive Kraft, die ihn zum Verstehen wie zur Unterscheidung befähigte, zur Solidarität wie zum Widerstand. Gern verwies er auf das theologische Vorverständnis philosophischer Reflexion. Dieses Vorverständnis sah er auch in Jean-Paul Sartres Denken am Werk, genauerhin in seiner Negation der Existenz Gottes.

Mit seinem philosophischen Gewährsmann Platon ist die Wahrheit für den Denker Josef Pieper kein Privileg der Denker – sie gehört allen, und »auch das Gute, wenn es an den Tag kommt, ist allen gemeinsam«. So verpflichtet sie den Philosophierenden, aus dem Kreis der Eingeweihten herauszutreten und auf den Markt (die Agora) zu gehen, wo sich diejenigen finden lassen, die vom Scheinwissen zum Wissen kommen und sich des allen Gemeinsamen versichern möchten. Wahrheit hat gewissermaßen ein Anrecht darauf, daß ihr Anwalt die Menschen aufsucht, »wo sie sich gerade befinden« – ob nun hinter der Zeitung oder vor dem Fernsehschirm. Und so hat sich der münsterische Anthropologe – bei aller differenzierenden Bedenklichkeit – nicht gescheut, die Medien dort, wo es möglich war, in Anspruch zu nehmen.

Josef Pieper war immer der Meinung, der Mensch könne nicht bloß dadurch zu Schaden kommen, daß er den Anschluß an das verlore, was »aktuell und neu, was

zukünftig« ist. Er könne, so drückte er sich einmal aus, nicht weniger dadurch beschädigt werden, daß er etwas Notwendiges und Unentbehrliches vergäße und verlöre. Diese Gefahr schien ihm besonders groß zu sein in einer Zeit, in der jeglicher Fortschritt »ein so rasantes Tempo angenommen hat«. Es dürfe eben nicht bloß Forschung und Erkenntnisfortschritt, es müsse auch Erinnerung geben. Für die Erinnerung aber sei zumal der Philosophierende zuständig, da Platon das Philosophieren als Anamnesis, als *memoria* gekennzeichnet habe. Erinnerung aber verstehe sich eben nicht als romantischer Rückblick oder romantisierende Schönfärberei. Es bedeute auch nicht nur die Vergegenwärtigung von etwas Gewesenem – Erinnerung habe vielmehr mit dem zu tun, was immer gilt, was immer wahr, aber auch immer in Gefahr ist, vergessen und »verdorben« zu werden. »Das vom Vergessen Bedrohte ist präsent zu halten« (J.P.). Und Wer »allzu buchstäblich darauf besteht, ›heutig‹ zu sein, sollte sich immer darauf gefaßt machen, daß man ihn morgen als ›gestrig‹ bezeichnen wird« (*Was ist eine Kirche?* Freiburg 1988).

Lebenslang gehörte für Pieper die Verbindung von Philosophie und Theologie zu den Errungenschaften der abendländischen Überlieferung. Platon habe sich, so äußerte Pieper einmal dem Verfasser dieser Zeilen gegenüber, nie geniert, »wenn die Diskussion an eine Grenze gekommen ist, die Grenze zum *μῦθος* zu überschreiten«. Und für Platon sei doch gerade der Mythos das gewesen, »was für uns die Theologie ist: heilige Überlieferung; das von alters her Gesagte«. Es sei für ihn das Einverständnis »mit den Empfängern einer aus heiliger Quelle stammenden, herabgesandten Kunde« gewesen. Und auch Aristoteles bezeichne die Philosophie als theologische Disziplin.

Als Josef Pieper das Gymnasium Paulinum im westfälischen Münster besuchte, verwies einer seiner Lehrer – »für seine Schüler eine wahre Wohltat« – den emphatischen Leser Sören Kierkegaards auf Thomas von Aquin. Ehe er sich einen Begriff von der Philosophie zu machen suchte, solle er doch lieber Thomas lesen, und er nannte ihm »merkwürdigerweise« den Kommentar zum Johannes-Prolog. »Die großartig knappe Luzidität hat mich sogleich fasziniert.« Dem Werk des Aquinaten blieb Pieper für immer verbunden, öffnete sich jedoch entschieden der ganzen Tradition der »Alten«: »Ich wüßte nicht, warum ich etwa Platon weniger zugetan sein sollte« (1954). Seitdem ist die philosophische Befragung der Alten – und zwar im Anblick unserer Zeit – seine Aufgabe geworden. Man darf sagen, daß Josef Pieper die Überlieferung mit radikaler Offenheit befragte, und so hielt er seine Vorlesungen und schrieb seine Bücher »für jedermann«. Im Grunde hielt Thomas es nicht viel anders, schrieb er doch für »Schüler, das heißt, für Leute, die zu wissen begehren«. Deshalb ist Pieper für viele Menschen zum Lehrer des Fragens und zum Gehilfen der Erkenntnis geworden. Der philosophische Lehrer hat sich jedoch stets geweigert, etwa nach einem bestimmten philosophischen System »Erkenntnislehre« oder »Ontologie« zu lesen. Pieper hat sich vielmehr an einem Thema orientiert, zum Beispiel an der Frage »Was ist ein Fest?« oder »Was ist das, Liebe?« oder »Was ist das – Tod?« Und was ist das, was Aristoteles mit einer nur drei Silben umfassenden Frage »ti-to-on«, »Was ist das Wirkliche?« benannt hat.

Es war wohl auch die »Unterweisung«, die er als Vierundzwanzigjähriger, noch Student, durch den Philosophen und Theologen Erich Przywara empfangen hat, »der in der großen Tradition zu Hause war, jedoch ebenso sehr über die Phänome-

nologie wie über die dialektische Theologie eines Karl Barth Bescheid wußte.« Denn auch ihm verdankt er die Erkenntnis, daß jeder auf geschlossene Systematik zielende Denkanspruch des endlichen Geistes seiner »Kreatürlichkeit widerspreche«. Extrem formuliert, hat die philosophische Autorschaft Piepers auf Burg Rothfels begonnen und zwar bei einer Goethe-Vorlesung Romano Guardinis. Pieper stand damals noch vor seiner Promotion, deren Thema *Die ontische Grundlage des Sittlichen nach Thomas von Aquin* (1929) er seinem Doktorvater Ettliger abtrotzen mußte. Der erwähnte Satz Guardinis lautet, dem Sinne nach, »alles Sollen gründet im Sein«. Dieser Satz traf den jungen Mann und ließ in ihm wie ein Kristall zusammenschießen, was er bis dahin mehr geahnt als gewußt hatte.

Pieper hat, einmal danach gefragt, die Erkenntnisneugier, den Erkenntnishunger jener Studentinnen und Studenten bewundernd hervorgehoben, die in den ersten Nachkriegsjahren Universitäten und Pädagogische Hochschulen besuchten; das habe bei ihm und seinen Kollegen Hermann Volk (der Theologieprofessor und spätere Kardinal) und Joachim Ritter (der Philosoph und einer der Lehrer von Robert Spaemann) »eine Lust des Lehrens« zur Folge gehabt: »Es war wunderbar, wie die jungen Menschen zuhören und mitdenken konnten.« Josef Pieper hat es freilich immer abgelehnt, philosophische Examen abzunehmen. Piepers Vorlesungen waren seit ihrem Beginn im Jahre 1948 in der Regel überfüllt, und dies von Hörern aller Fakultäten. Weshalb kamen derart viele junge und ältere Menschen, um ihn zu hören? Die aus dem Krieg heimkehrende Generation hatte ein ungeheures, heute schwer vorstellbares Bedürfnis nach Auskünften über den »Sinn des Ganzen«, über Dinge, die über den Alltag hinauswiesen. Und Pieper kam immer auf dies Ganze zu sprechen.

Weniger bekannt sein dürfte, daß sich der Philosoph Josef Pieper auch mit einem von ihm als »notgedrungen« bezeichneten Klärungsversuch »Was ist ein Priester?« befaßt hat. Er erschien zuerst in der Zeitschrift *Hochland* (63. Jahrgang, 1971) und scheint wieder sehr aktuell zu werden. Was unterscheidet den Priester vom Nichtpriester? – fragt Pieper. In seiner Einleitung betont er, in dem sonst so exzessiv wuchernden Schrifttum über das Priestertum sei vom Sakrament der Priesterweihe »erschreckend wenig« die Rede. Bei seiner Untersuchung hat Pieper den Begriff und Sinn der *consecratio*, der Weihe, und der *dedicatio* als der ausschließlichen Indienstnahme für Gott erörtert – eine Untersuchung, die an Klarheit nichts zu wünschen übrigläßt. Der gegenwärtige Papst Johannes Paul II. äußerte einmal, man dürfe festhalten, daß der seit langem wesentlichste Beitrag zum Thema »Priestertum« von einem Laien verfaßt worden sei – dem Philosophen Josef Pieper. Für die ganze Kirche *in persona Christi* die Eucharistie zu feiern, das komme »dem Laien auf keine Weise zu« (Pieper).

Der sterbende Philosoph, so hat Robert Spaemann einmal geäußert, verkörpere die »klassische Figur der Philosophie«. Denn die Philosophie und der Tod hätten immer etwas miteinander zu tun gehabt: »Der Tod nämlich bestimmt den Menschen, das Ganze seiner Existenz eben dort zu bedenken, wo ihm dies Ganze entrisen wird.« Noch der achtzigjährige Pieper äußerte, seine Frau und er hätten nicht selten zueinander gesagt: Wenn du jetzt aus dem Haus gehst (nicht bloß im Krieg), dann weißt du nicht, ob du wiederkommst. Denn der Tod könne ja überall geschehen. »Mein ältester Sohn ist mit achtundzwanzig Jahren plötzlich mit einer

Hirnblutung bewußtlos hingefallen und war vierundzwanzig Stunden später tot.« Trotzdem gebe es keinen vorzeitigen Tod. Und was den Tod überhaupt betreffe, so könne man eigentlich nur von der Hoffnung und vom Ewigen Leben reden.

Piepers achtzigster Geburtstag fiel auf einen Freitag. Es war ein Vorlesungstag, und er hielt deshalb an diesem Tag seine normale Vorlesung. Das Thema lautete: »Was heißt und was soll Philosophieren heute?« Und noch ein Jahr vor seinem Tod wußte der Zweiundneunzigjährige in Münster höchst lebendig von seinen Erinnerungen zu berichten. Der Münsterländer Josef Pieper schlug zahlreiche Berufungen auf Lehrstühle aus, die ihn von seiner Heimat weggeführt hätten. Bis zuletzt bewohnte er das gleiche Haus in der gleichen Straße. »In Münster habe ich mich immer zu Hause gefühlt; hier befindet sich unser Garten, und hier habe ich Bäume gepflanzt. Und wenn wieder eine Anfrage kam, habe ich gedacht: du kannst doch nicht aus einem Garten, in dem du sechzig Bäume gepflanzt hast und in dem deine Frau so wunderbare Rosen züchtete, weggehen.« Pieper hat übrigens den Umgang mit Poeten, bildenden Künstlern und Musikern gepflegt; sein Haus war voller Bilder und Bildwerke. Das Werk des Dichters Konrad Weiß hat ihn nachhaltig beschäftigt, und er hat dessen Übersetzung der Gedichte des Boethius *Aus der Tröstung der Philosophie* herausgegeben und mit einem ingeniosen Nachwort versehen. Für Pieper besaß das Philosophieren eine Verwandtschaft zum musischen Bereich. Musische Betätigung und musisches Schaffen reiche über die alltägliche Nutzungswelt hinaus; sie seien inkommensurabel zur Werktagswelt, und das gelte ebenso für die Bereiche der Religion.

Die Lebenserinnerungen Piepers (sie liegen in drei Bänden vor) stecken voller Reisebeschreibungen. Sie berichten vielfach von Begegnungen auf solchen Wegen, die nachdenklich machen können. Viele Reisen geschahen ungeplant. Der Philosoph, den man mit Gewinn und Genuß seine eigenen Erfahrungen vortragen hörte, wurde eingeladen: »es ergab sich so«. Denn »wenn man Wurzeln geschlagen hat im Boden des Herkommens, dann ist man auch fähig, auszuschweifen, ohne den Boden unter den Füßen zu verlieren«.

Josef Pieper starb, 93 Jahre und vier Monate alt, am 6. November 1997 um achtzehn Uhr; seine Tochter Monika war bei ihm. Er starb ohne Todeskampf, schmerzlos und ruhig. Pieper hat oft betont, das Leben sei ihm gerade dort geraten, wo das von ihm selber Vorgesehene und Geplante mißglückt sei. Im Nachhinein habe sich das als Gewinn herausgestellt. Und wenn auch zögerlich, so hat Pieper doch die Frage, ob er sich als geführt und sein Leben als gefügt betrachte, bejaht: »Ich habe im Grunde zwar keinen Plan gemacht – aber vielleicht bin ich selber geplant, von jemand anderem.« Dabei hat ihn das Leben nicht geschont – man braucht nur an den unverhofften, frühen Tod seines Sohnes Thomas, an das lange, schwere Siechtum und den Tod seiner Frau Hildegard und an seine eigene fast völlige Erblindung zu denken. Was Josef Pieper gelehrt hat, das hat er auch gelebt. Denn in ihm war nicht nur ein ungewöhnlicher Erkenntnisdurst, sondern auch eine ungemeine Bejahungskraft am Werk. »Und allen Forschens Ziel wird sein, dort anzukommen, von wo wir aufgebrochen, und diesen Ort zu sehen nun zum ersten Mal.« (T.S. Eliot).